

I. »Überwindet das Böse mit Gutem« Zu einer evangelischen Kritik der Gewalt*

»Es zwinget mich abermal, Durchlauchtiger, Hochgeborener Fürst, Gnädiger Herr, die Not und vieler Leut Bitten, zuvor Euer Fürstlicher Gnaden Begier, zu schreiben von der weltlichen Obrigkeit und ihrem Schwert, wie man desselben christlich gebrauchen soll, und wie weit man ihm Gehorsam schuldig sei. Denn es bewegt sie der Spruch Christi Matthäi 5,39f.: Du sollst dem Übel nicht widerstreben, sondern sei willfährig deinem Widersacher, und wer dir den Rock nimmt, dem laß auch den Mantel. Und Röm. 12,19: Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten.«

Diese Sätze stehen Martin Luthers Schrift »Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei« (1523) voran¹. Die Gewalt, die verletzende und tötende, aber auch die schützende und vergeltende, ist in und aus dem Menschen. Wer geschlagen wird, schlägt zurück; wer hungert, muß sich sein Brot rauben, wer angegriffen wird, verteidigt sich; wer vertrieben wird, erkämpft sich eine neue Heimat; wer beleidigt ist, rächt sich. Das ist die Ordnung der Natur und der Geschichte.

Aber die Christen kennen auch eine ganz andere Ordnung. Wer hier auf die rechte Backe geschlagen wird, hält auch die linke hin; wem ein Rock geraubt wird, gibt auch den Mantel; wer von seinen Fein-

* Diesem einleitenden Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der beim Studientag der Evangelischen Frauenarbeit der Ev. Landeskirche Württemberg am 25. 11. 1978 in Stuttgart gehalten wurde. Die aktuellen Bezüge auf die damalige Terrorismus-Diskussion (Schleyer-Entführung, Selbstmord der Stammheimer Häftlinge) habe ich mit Absicht erhalten.

1. Luthers Obrigkeitsschrift findet sich im 11. Band der »Weimarer Ausgabe«, S. 229–281; ebenfalls im 5. Band der »Ausgewählten Werke« (hg. v. H. H. Borchardt und G. Merz), München 1952, S. 9–42; sowie in verschiedenen Auswahlbänden. Die Schrift sollte im Unterricht in der christlichen Religion nicht fehlen!

den gehaßt und verfolgt wird, betet für seine Peiniger und rächt sich nicht selbst. Wenn diese Ordnungen im Widerstreit liegen, dann ist der Mensch seiner Orientierung beraubt². In welcher Ordnung ist er zu Hause? Zwischen der Logik der Ordnung der Macht und Gewalt und der Hoffnung auf eine Ordnung der Liebe und Gewaltlosigkeit klappt ein tiefer Riß. Das Wort »Überwinde das Böse mit Gutem« bezeichnet diese Grenze zweier Ordnungen, die in der Welt im Kampf liegen seit ewigen Zeiten. Es steht genau an der scharfen Scheidelinie, die die Ordnung der Liebe und Gewaltlosigkeit von der Ordnung der Macht und Gewalt trennt: Im Neuen Testament steht es im Römerbrief; Paulus selbst läßt hier beide Ordnungen unvermittelt aufeinanderprallen.

Röm. 12,9–21

Die Liebe sei ohne Falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dienet dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Nehmet euch der Nöte der Heiligen an. Herberget gerne. Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Habt einerlei Sinn untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den geringen. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Be-

Röm. 13,1–7

Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen. Denn die Gewalt haben, sind nicht bei den guten Werken, sondern bei den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes; so wirst du Lob von ihr haben. Denn sie ist Gottes Dienerin dir zugut. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut. Darum ist's

2. Zur Bedeutung der Bergpredigt(-auslegung) hat jüngst *H.-R. Reuter* eine umsichtige und perspektivenreiche Studie vorgelegt, die nicht nur für Lehrer und Pfarrer, sondern für alle Interessierten nützlich und nachdenkenswert ist: *Die Bergpredigt als Orientierung unseres Menschseins heute. Ein kritischer Diskurs in ethischer Absicht*, in: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 23, 1979, S. 84–105.

fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen jedermann. Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Rächet euch selber nicht, meine Lieben, sondern gebet Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: »Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.« Vielmehr (Spr. 25,21.22): »Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.« **Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.**

not, untertan zu sein, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Derhalben gebet ihr ja auch Steuer; denn sie sind Gottes Diener, auf solchen Dienst beständig bedacht. So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt.

Fragen:

- Was gilt nun für den Christen: Beteiligung an der Androhung und Anwendung von Gewalt im Dienste des Staates – oder Gewaltverzicht?
- Kann man persönlich auf Gewalt verzichten, aber ihre Anwendung zum Schutze von Familie, Stadt, Staat vor äußeren Mächten gutheißen?
- Ist Gewaltverzicht ein Freibrief für Gewalttäter?
- Gibt es Grenzen für die Androhung und Anwendung von Gewalt – in der Strafjustiz, in der Revolution, im Widerstand, im Kriege?

I.

»Überwinde das Böse mit Gutem« – dieses Leitwort steht an einer scharfen Grenzlinie im letzten Teil des Römerbriefes³. Seine Kapitel 12–15 handeln insgesamt vom rechten Leben der Christen, und diese einmalige Konzentration christlicher Ethik beginnt mit der

3. Aus der uferlosen Literatur zum Römerbrief möchte ich lediglich verweisen auf *E. Käsemann: An die Römer* (HNT), Tübingen 1973, sowie auf *K. Barth: Der Römerbrief*, München³1924 (seither zahlreiche Auflagen).

Mahnung, unsere Leiber zu einem Opfer zu geben, »das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei«. Dies, so sagt der Apostel, sei unser vernünftiger Gottesdienst (Röm. 12,1). Das Opfer, das wir leibhaftig bringen, soll vernünftig sein? Liegt denn im Leiden Vernunft? Das ist nicht die Vernunft, die wir aus der Ordnung dieser Welt kennen, und doch: Hier ist im griechischen Text gar von »Logik« die Rede. Wenn wir daher den Sinn des Wortes »Überwinde das Böse mit Gutem« verstehen wollen, müssen wir versuchen, die Vernunft zu entdecken, die im Opfer und im Leiden liegt. Paulus sagt in eben diesem Zusammenhang auch: »Vergeltet niemand Böses mit Bösem«, und: »Rächet euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebet Raum dem Zorn Gottes.« Dies ist die Ordnung der Feindesliebe, die mit Jesus Christus in der Welt erschien und seither als ein oft ganz stiller, aber nie zum Verstummen zu bringender Grundton der Kritik die Geschichte unserer Welt, die eine Geschichte der Gewalt ist, begleitet.

Nachdem der Apostel diese Vernunft der Liebe und des Leidens in Erinnerung gerufen und vor Augen gestellt hat, flüchtet er nicht in Illusionen und erbauliche Träume, sondern nennt die andere Ordnung beim Namen, die wir alle kennen, unter der wir leiden und an der wir so wenig verändern können: »Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.« Hier geht ein Riß durch die Welt, ein Riß durch die Botschaft des Apostels wie durch unser Leben. Welcher Gegensatz könnte schärfer sein als der zwischen der Aufforderung, das Böse mit Gutem zu überwinden und der barschen Anerkennung der banalen, aber schrecklichen Tatsache, daß wir in einer Welt von Herrschaft, Macht und Gewalt leben?

Vielleicht ist dieser Riß zwischen der Ordnung Gottes und der Ordnung dieser Welt der Platz der Christen, solange sie auf die Wiederkunft ihres Herrn hoffen. Wer zwischen der Ordnung der Liebe und der Ordnung der Gewalt steht, möchte so gern nach dem einen sich sehnen und vor dem anderen die Augen verschließen. Der Apostel aber sah beides zusammen, und sein Wort fordert dazu auf, denselben Versuch zu machen. Darum dürfen wir, wenn es um Überwindung geht, vor dem Bösen gerade nicht die Augen verschließen. Die Gewalt kann man nur kritisieren, wenn man sie versteht; und um das Böse zu überwinden, bedürfen wir einer Kraft, die allein aus der Ordnung des Leidens und der Liebe strömt. Darum will ich versuchen, in einem ersten Gedankengang die Ordnung der Gewalt zu verstehen. Dann spreche ich von der anderen Ordnung, die durch Christus errichtet und erfüllt wurde, und schließlich spreche ich von unseren Möglichkeiten und Taten, die wir Grenzgänger zwischen diesen Ordnungen sind, hin- und hergerissen, aber aufgeru-

fen zu einem vernünftigen Gottesdienst, der die Gewaltgeschichte dieser Welt unterbricht.

II.

Die Allgegenwart der Gewalt, die es zuerst zu verstehen gilt, rückt uns tagtäglich durch Bilder und Berichte auf den Leib⁴. Nachrichten wie die folgende sind nicht einmal selten: Ein fünfzehnjähriger Schüler, seine Schwester und zwei Freunde, alle zwischen 13 und 16 Jahren, fahren abends mit ihrem Moped zu einer Autobahnbrücke. Aus einer 200 Meter entfernten Grundstücksmauer lockern sie einen schweren Basaltstein und lassen ihn auf ein gerade vorbeifahrendes Auto fallen. Sie treffen einen Wagen, in dem ein Ehepaar mit Kindern sitzt. Der schwere Stein durchschlägt die Windschutzscheibe, trifft die Frau am Hals und zerreißt ihr die Schlagader. Sie stirbt noch am Unfallort. Als die Polizei die bald gefaßten Jugendlichen vernimmt, können diese für ihre Tat keinerlei Erklärung geben. – Aus Frankreich hört man von einem neuartigen kriminellen »Spaß«: Auto-Rodeo. Junge Männer fahren mit älteren, schweren, meist gestohlenen Limousinen von hinten gegen Kleinwagen und drücken und schieben im Fahren mit ihren Stoßstangen den Vordermann, bis dieser im Straßengraben landet.

Dies sind nur zwei Beispiele, die man stundenlang ergänzen könnte. Die Literatur, die in der Folge der Terrorismus-Diskussion danach fragt, ob und warum die allgemeine Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, so zugenommen hat, ist kaum noch überschaubar. Man kann Zahlen nennen: So werden immer mehr Jugendliche immer früher kriminell. Von 1967 bis 1977 hat sich die Jugendkriminalität in der Bundesrepublik Deutschland verdoppelt; davon entfallen auf die unter 14jährigen 90470, auf die 14- bis 17jährigen 187692 Delikte. Außerdem scheint es so zu sein, daß Jugendliche nicht nur öfter zu Verbrechen werden, sondern daß auch das Ausmaß an Brutalität wächst. Die Motive sind oft nur schwer, manchmal gar nicht zu erhellen. Dabei richten die Jugendlichen ihre Gewalt auch gegen sich selbst. Die geplanten oder vollendeten Selbstmordversuche nehmen nämlich ebenfalls zu. Insgesamt nahmen sich 1977 in der Bundesrepublik Deutschland 13920 Menschen das Leben. Sollte es hier einen Zusammenhang geben zwischen der Gewalt gegen andere und gegen sich selbst, nach innen wie nach außen? Dann müßten wir uns fragen, ob Brutalität nicht Ausdruck tiefster Verzweiflung sein kann.

4. Über Gewaltformen in modernen Gesellschaften findet man Informationen in dem Buch von *W. Salewski* und *P. Lanz*: Die neue Gewalt und wie man ihr begegnet, München 1978.

Wer zuschlägt, weiß sich oft nicht mehr anders zu helfen. In jeder zehnten Ehe, so vermutet man, wird bei uns manchmal oder häufiger geschlagen. Der »Spiegel« brachte vor nicht langer Zeit eine Titelgeschichte mit der Überschrift »Die Frauen schlagen zurück« – sicher nicht aus Übermut. Treiben Unterdrückung und Ausweglosigkeit zur Verzweiflung, die nicht anders mehr heraus kann als im Akt der Gewalt? Aber solange wir nicht selbst Kinder haben, die kriminell sind, solange in unseren eigenen Familien nicht geschlagen wird, mag es sein, daß wir trotz aller Sorgen beruhigt sind, weil die Gewalt auf der anderen Seite ist. Nicht wir erzwingen sie und bedienen uns ihrer, sondern andere, die wir dann abends kopfschüttelnd im Fernsehen betrachten. Doch die Gewalt ist längst auch auf unserer Seite, in tausendfacher Gestalt, und wir sind längst einbezogen in die Geschichte der Gewalt.

Fragen:

- Wo nehmen wir zu unserem eigenen Schutz Gewalt in Anspruch? Wann erwarten wir, daß die Staatsgewalt eingreift – vorbeugend und strafend?
- Was wissen wir über den Strafvollzug⁵?
- Was geschieht mit einem Staat, der keine Soldaten hat, um seine Grenzen und seine Ordnung zu schützen?
- Gibt es Alternativen zur militärischen Verteidigung? Sind Alternativen zur Strafjustiz und zum Strafvollzug denkbar? Wie müßten sie aussehen?

Heute werden auf der Welt jeden Tag mehr als eine Mrd. Dollar für militärische Zwecke ausgegeben. In der Bundesrepublik Deutschland gehen von jeder Mark, die der Staat ausgibt, knapp 20 Pfennige in den Haushalt des Verteidigungsministers. Nach zuverlässigen Schätzungen arbeiten weltweit mehr als 400 000 Wissenschaftler im militärischen Bereich. Diese Gewalt steht nun nicht mehr auf der anderen Seite, sondern hieran hat jede Seite Anteil. Jeder rüstet, weil er sich von anderen bedroht fühlt, und diese Spirale des Wahnsinns dreht sich unaufhörlich weiter, weil immer noch die meisten Menschen glauben, daß dieser gigantische Aufwand von Men-

5. Eine gute Einführung in diese Probleme, die auch Beiträge zur Stellung von Theologie und Kirche enthält, bietet U. Kleinert (Hg.): Strafvollzug. Analysen und Materialien, München und Mainz 1972.

schen und Waffen sie schützen könnte⁶. – Anteil haben wir auch an einer anderen Gewalt, die durch die Gewalt unserer Militärapparate sicher mitbedingt ist. Ich denke an die Tatsache, daß 800 Millionen Menschen in demjenigen Zustand gefangen sind, den man als absolute Armut bezeichnet, in einem Zustand also, »der so stark geprägt ist von Unterernährung, Analphabetentum, Krankheit, erbärmlicher Umgebung, hoher Kindersterblichkeit und niedriger Lebenserwartung, daß er außerhalb jeder vertretbaren Definition der menschlichen Würde liegt«⁷. Die ständig steigenden Militärausgaben sind die untrennbare Kehrseite der zunehmenden Verelendung des größten Teiles der Menschheit⁸. Indem die großen Industrienationen in West und Ost versuchen, durch einen immer größeren Aufwand an Gewaltmitteln sich voreinander zu schützen – ohne die gegenseitige Furcht auch nur im geringsten zu vermindern –, erschwert dieser vermeintliche Schutz vor Gewalt die Beseitigung elementarer Not auf der gesamten Erde. Der Preis des Schutzes vor offener Gewalt auf der einen Seite ist das Wachsen der materiellen Not auf der anderen.

Aber auch an dieser Gewalt sehen wir noch nicht das wirklich Bedrohliche und Unmenschliche, das man verstehen muß, wenn man mit der Kritik der Gewalt nicht auf halbem Wege stehenbleiben will. Am unmenschlichsten zeigt sich die Gewalt, wenn wir in den Spiegel sehen und uns selbst als Gewalttäter entdecken. Von den wahn sinnigen Militärmaschinerien in Ost und West können wir uns immer noch leicht distanzieren, denn wir haben sie nicht gewollt und unterstützen schon lange so manche Abrüstungsinitiative. Der Gedanke einer möglichen Beteiligung am Elend der Dritten Welt läßt sich vielleicht durch eine größere Spende beschwichtigen. Zur Hilfe für Suizidgefährdete unterstützen wir gern die Telefonseelsorge. Alles dies sind zweifellos gute und gut gemeinte Taten, von denen niemand ablassen möge. Aber wir müssen achtgeben, daß wir nicht glauben, damit sei schon das Wichtigste zur Kritik der Gewalt gesagt oder getan.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher – jener Wahrheit, die darin liegt, daß auch wir selbst die Ordnung der Gewalt mittragen, uns von ihr fortreißen lassen, sie immer wieder neu aufrichten –, vielleicht kommen wir der Wahrheit unserer eigenen Bereitschaft zur Gewalt näher, wenn wir uns eine einfache Frage vorlegen:

6. Vgl. zu diesen Fragen den Beitrag von B. Moltmann in diesem Band.

7. Weltentwicklungsbericht 1978, hg. v. d. Weltbank, Vorwort R. S. McNamara.

8. Vgl. hierzu den Beitrag von A. Gregory in diesem Band.

ist jemand unter uns, der nicht schon wenigstens einmal gedacht hätte: Gegen Gewalt hilft nur Gewalt!? Wir kennen die Gefühle der Ohnmacht und Wut, die die Taten terroristischer Gewalttäter in uns aufsteigen lassen. Eine Welle der Empörung in der Bevölkerung hat mit dazu geführt, daß der Deutsche Bundestag die entsprechenden Gesetze zur Terrorbekämpfung erheblich verschärft hat. Aber wir sollten uns nicht so sehr an diese extremen Fälle halten, sondern vielmehr daran denken, daß wir auch im Kleinen kaum von dieser Überzeugung lassen mögen, daß gegen Gewalt nur Gewalt hilft. Der einfachste Ausdruck dieses Grundgesetzes unseres Zusammenlebens zeigt sich in der Strafe und ihrer allgemeinen Anerkennung. Der Verbrecher gehört bestraft; gegen seine Gewalt hilft nur Gewalt. Auch wenn wir die Strafe nicht mehr als Sühne auffassen, sondern an Resozialisierung denken, so bleibt die Tatsache bestehen, daß wir unser Recht im Ernstfall auch mit Gewalt geschützt sehen wollen. Wenn wir also die Gewalt von Grund auf, radikal verstehen wollen, weil dies die Voraussetzung zu ihrer Kritik ist, dann müssen wir davon ausgehen, daß wir selbst gar nicht anders können, als die Gewalt zu fordern und gutzuheißen, die unser Recht schützt. Dies ist die Gewalt des Staates und der Obrigkeit, von der Paulus sagt, daß sie von Gott verordnet ist zu unserem Nutzen. Nicht einmal nur zur Strafe, sondern unserem Gewissen zugute ist nach Paulus die Obrigkeit, die das Schwert führt. Aber sie führt das Schwert! Wir genießen die Vorteile dieser Gewalt, die dem Recht dient. Wir brauchen vielleicht nicht einmal Skrupel zu haben, die Vorteile der Gewalt zu genießen, weil und solange diese im Dienst des Rechts steht.

Wir wissen, daß diese Verbindung von Recht und Gewalt, wie sie der freiheitliche Rechtsstaat der Neuzeit zu unserem Segen bewirkt hat, durchaus ein Spätling in der Menschheitsentwicklung ist. Wir wissen auch, daß wir allen Anlaß haben, dieses seltene und kostbare Geschenk menschlicher Einsicht und menschlichen Willens dankbar und mit äußerster Sorgfalt zu erhalten. Es ist ja noch nicht lange her, daß das deutsche Volk meinte, auf diese zerbrechliche Einheit von Recht und Gewalt, die unsere Freiheit schützt, verzichten zu können, und das Recht in die Hand verbrecherischer Gewalttäter legte. Um so wichtiger ist es heute, diese einmalige Errungenschaft der europäischen Zivilisation, Rechtsstaat genannt, gegen jeden zu schützen, der Gewalt und Recht erneut auseinanderreißen will – sei es, daß er seine Gewalt dem Recht überordnet, wie wir es im Terrorismus erleben, sei es, daß er meint, zum Schutze des Rechts auch außerrechtliche Gewalt aufbieten zu dürfen, wie wir es in zweifelhaften Überwachungs- und Kontrollaktionen erleben.

Aber wenn alles dies gesagt ist und wenn diese Zählung der Gewalt durch das Recht gelungen ist, weil nur der Staat im Rahmen der Gesetze zwingen darf, wenn also der Staat das Monopol legaler physischer Gewaltsamkeit besitzt – selbst dann können wir uns noch nicht beruhigen und denken, nun stünde die Gewalt nur noch auf der anderen Seite und wir wären auf der friedlichen Seite, der des Rechts.

Aus mindestens zwei Gründen würden wir es uns zu leicht machen, wenn wir glauben wollten, hier sei die Kritik der Gewalt schon an ihr Ziel gelangt. Einmal nämlich bleibt der Widerspruch bestehen, daß zwar der Staat im Inneren die Gewalt läutert, indem er sie dem Recht unterwirft, aber in seinen Beziehungen nach außen sich selbst keinem Recht und Gesetz beugt, das rechtliche Gewalt über ihn hätte. Die Staaten, die ihren inneren Frieden durch das Recht sichern, bleiben ja nach außen aufgrund ihrer Souveränität frei. Sie behalten sich das Recht vor, in ihren Außenbeziehungen zwar nicht jederzeit, aber aufgrund eigener Entscheidung zur Gewalt greifen zu können, ohne sich einem Recht beugen zu müssen, das die souveränen Staaten übergreift. Solange es kein weltweites Gewaltmonopol gibt, bleibt das Feld zwischen den Staaten frei für eine rechtlich nicht geläuterte Gewalt. Indem wir unsere Freiheit durchs Militär schützen lassen, vertrauen wir nun doch wieder auf eine Gewalt, die nicht ausschließlich dem Recht dient und zuverlässig von diesem begrenzt wird.

Schwerer wiegt jedoch eine weitere Tatsache. Der Rechtsstaat ordnet seiner Idee nach zwar die Gewalt dem Recht unter, aber das Recht ist noch nicht die Gerechtigkeit. Recht, das wissen wir, kann zum Unrecht werden. Gleichheit vor dem Gesetz, um ein Beispiel zu nehmen, ist noch lange nicht Recht, wenn lediglich gilt, daß nachts unter Brücken oder in Parks zu schlafen jedem, dem Millionär wie dem Penner, verboten ist. In jeder Rechtsordnung sind bestimmte politische Absichten und soziale Interessen zur Herrschaft gelangt, so daß die Gewalt, die das Recht schützt, oft einem einseitigen rechtlich kodifizierten Anspruch dient. Darum ist so entscheidend, daß jede Rechtsordnung friedlichen Rechtswandel ermöglichen muß. Doch selbst dann kommt die Unruhe in der Beziehung von Recht und Gewalt noch nicht zum Stillstand. Der Anspruch des moralischen Bewußtseins (oder der Inhalt utopischer Hoffnung?) ist nämlich, daß das Recht die Gerechtigkeit verwirklicht, in ihrem Dienst steht, und in diesem Dienst den letzten Makel seiner Angewiesenheit auf Gewalt verliert. Aber dies, so scheint es, kann nicht geschehen; vielmehr erweist sich gerade die Berufung auf die Gerechtigkeit oft als Ermächtigung zur Gewaltanwendung. Dieser Riß

ist nicht zu schließen; darum haben seit Platon die Könige nicht Philosophen und die Philosophen nicht Könige werden können, und darum läßt Platon Sokrates den Widerstreit von Recht und Gewalt mit dem Satz schließen, es sei besser, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun. Die Kritik der Gewalt steht damit vor dem unendlichen Riß, der die Ordnung der Gewalt, auch wenn diese dem Recht zu dienen versucht, von der Ordnung der Liebe und des Leidens trennt. Die Kritik der Gewalt kann allein dazu anleiten, die Gewalt besser zu verstehen. Dies ist ein notwendiger Schritt, aber noch alles andere als die Überwindung der Gewalt. Diese Kritik der Gewalt zeigt uns aber zugleich, daß sie überführt werden muß in eine Kritik unserer eigenen Existenz, solange diese in ihrem irdischen Frieden immer noch von den Früchten der Gewalt zehrt.

III.

Das Evangelium hat diesen Riß zwischen den Ordnungen, den schon Platon gesehen hatte, in unerhörter Weise vertieft. Die Botschaft Christi ist das Ende jedes ruhigen Gewissens, das auf den Dienst der Gewalt am Recht entschuldigend hinweist. Die Frage der Gerechtigkeit wurde unendlich radikalisiert, sobald der Vereinbarkeit von Gewalt und Recht selbst noch einmal widersprochen wurde. Die biblische Versuchungsgeschichte (Mt. 4,1–11; Luk. 4,1–13) macht klar, daß ein Reich in die Welt gekommen ist, in dem das Recht Gottes jeglicher Unterstützung durch jede Gewalt entsagt. Hier ist von demjenigen die Rede, der sich aus der Welt der Macht hinausdrängen läßt in die Welt der Ohnmächtigen und dessen Siegeszeichen allein das Kreuz ist. Die äußerste Not und Gewalt, die Menschen sich antun, nimmt Gott selbst auf sich, indem er sich aus der Welt hinausdrängen läßt und für sich den Tod wählt, damit die Menschen leben. Freilich: damit die Menschen nunmehr Ihm leben und sich auf den Weg machen, Ihm zu folgen. Die Bergpredigt beschreibt deshalb nicht eine gerechte Gewalt, sondern eine aufopfernde Liebe: »Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen« (Mt. 5,44).

Der Paulus-Text, dem unser Thema entnommen ist, sagt in anderen Worten dasselbe: »Vergeltet niemand Böses mit Bösem«, und: »Rächet euch nicht selber, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes, denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr. Vielmehr: Wenn dein Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem« (Röm.

12,19–21). Dies ist nicht mehr die Welt des Rechtsstaates, der die Freiheit vor der Gewalt schützt. Hier ist die Rede von einem größeren, sichereren, unbezwingbaren Schutz vor dem Bösen, und diesen Schutz gewährt allein Gott. Er allein hat sich Vergeltung und Rache vorbehalten: Das ist die Grenze für alles menschlich-allzumenschliche Verlangen nach irdischer Gerechtigkeit mit den Mitteln der Gewalt.

Aber Gottes »Rache« ist göttlicher, nicht menschlicher Art. Darin hat er die Ordnung der Welt aufgehoben, daß er die Strafe, die uns zukommt, selbst auf sich genommen hat. Gott rächt sich, indem er seinen Platz mit uns tauscht und sich selbst als Opfer in den Tod gibt. Wer darum Gott die Vergeltung und die Rache überläßt, kann auch nicht mehr selbst nach menschlicher Art auf Siege hoffen. Wer Gewalt nicht mehr mit Gegengewalt begegnet, gerät so auf jenen Weg nach unten und in die Ohnmacht, den Gott für sich bestimmt hat.

Das bedeutet Opfer und Leiden. Es gehört zur Größe des Apostels Paulus, daß er nicht einfach sagt, daß jedem Leiden gleichsam die Garantie mitgegeben sei, das Böse auch wirklich überwinden zu können. Indem der Apostel unmittelbar das Kapitel über die Obrigkeit folgen läßt, macht er klar, daß beide Ordnungen, so unversöhnlich sie sind, auf unabsehbare Zeit doch nebeneinander bestehen werden. Paul Ricoeur hat den ethischen Konflikt beschrieben, der seither nicht nur die Welt, sondern jeden Menschen spaltet:

»Plötzlich ist es ein- und derselbe Mensch, der aufgefordert wird zur brüderlichen Liebe, die Böses mit Gutem vergilt, und zur Obrigkeit, die den Bösen bestraft; der aktive Bürger, der seinen Anteil an Souveränität wahrnimmt, ist selber bereits Obrigkeit; wie wird er da leben können, wenn er zwei geistigen Regimes, der Liebe und der instituierten Gewalt, zwei Erziehungsmethoden, dem Opfer und dem Zwang, gerecht werden soll?«⁹

Ricoeur verschärft diese Zerrissenheit mit dem Hinweis auf jene ausgewogenen Situationen, da alles nach der lösenden und befreienden Gewalt schreit: wenn der Bürger die angegriffene Heimat verteidigen soll oder wenn eine revolutionäre Situation »ihn an den Schnittpunkt zweier Formen von Gewalt stellt, einer, die die herrschende Ordnung verteidigt, und einer anderen, die den Zugang zur Macht für neue gesellschaftliche Schichten mit der Verkündigung einer neuen sozialen Gerechtigkeit erzwingen will, oder auch

9. P. Ricoeur: Staat und Gewalt, in: ders.: Geschichte und Wahrheit, München 1974, S. 241.

wenn der Befreiungskrieg aufs Ausland überspringt und es gilt, dort eine Tyrannis zu stürzen« (ebd.). Wenn derart verzweifelt Gewalt gegen Gewalt steht – wie in jenem denkwürdigen Film »Deutschland im Herbst«, an dessen Anfang und Ende die Beerdigung von Hanns-Martin Schleyer einerseits, Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan-Carl Raspe andererseits stehen –, wenn schließlich alle zu glauben beginnen, daß gegen Gewalt nur Gewalt hilft, dann meldet sich die andere Stimme, die sagt, daß es besser ist, aufzuhören, als recht zu haben. Dies ist die Stimme der Opfer¹⁰.

Stimmen der Opfer: Es sind die Stimmen von Menschen, deren *Freiheit* niemand mehr schützt, die physische *Not* leiden, weil ihnen das Notwendigste zum Überleben fehlt, und die getroffen werden von der entfesselten *Gewalt* von Polizei und Militär in Kriegen und Bürgerkriegen. Wo der Schutz vor Not und Gewalt verlorengeht, hat auch die Freiheit keinen Raum mehr. Gewiß: In aller bisherigen Geschichte gibt es keine Ordnung ganz ohne Not und Gewalt und Einschränkungen der Freiheit. Was man aber tun kann, ist, in jeder Lage zu versuchen, die vorhandene Not und Gewalt zu verringern, damit auch die Freiheit besser geschützt ist. Die Stimme der Opfer ist darum eine unüberhörbare Frage an die Christenheit.

Bis diese Stimme unabweisbar wird, ist der Weg der Gewalt in der Geschichte oft kaum bemerkbar, aber doch folgerichtig und meistens abschüssig. Kurz ist der Schritt von der legalen Gewalt zur bewaffneten Verteidigung, von der defensiven, staaterhaltenden und -schützenden Gewalt zur aufrührerischen Gewalt, die neues Recht, gerechtes Recht verheißt. Diesen abschüssigen Weg säumen die Opfer. Gibt es keinen Punkt des Innehaltens?

»Zu diesem Zweck müßte man der Gewalt eine präzise, offensichtliche, unumstrittene und unbedingte Grenze auferlegen. Diese Grenze ist sofort gefunden. Es ist das Mordverbot. ›Du sollst nicht töten.‹ Dieses rein negative Gebot, dieser Befehl in Form eines Verbots ist in der Tat das einzige Handlungsprinzip, das die beiden Ethiken der Liebe und des Amtes zusammenhalten kann. Sie erfüllt sie nicht, gewiß; denn nur die ›Liebe ist des Gesetzes Erfüllung‹ (Röm. 13,10). Aber zumindest negiert sie sie auch nicht. In diesem Sinne kann gesagt werden, daß die strafen-

10. Daß die Perspektive des Leidens und der Opfer allein eine wahre Kritik der Gewalt ermöglicht, hat *O. Rammstedt* häufig betont; vgl. seinen Beitrag »Grenzen der Gewalt«, in: *K. Röttgers* und *H. Sauer* (Hg.): *Gewalt*, Basel und Stuttgart 1978, S. 71–81. – Der Christ ist gefragt, ob nicht in jedem unschuldigen Opfer die Kreuzigung Christi wiederholt wird.

de Funktion des Staates, wiewohl dem Reich der Liebe von Ursprung und Ziel her *fremd*, doch mit diesem solange *vereinbar* ist, wie sie die Grenzen des Mordverbots beachtet« (Ricoeur, ebd. S. 242).

Letztlich kann damit allein die Achtung vor der Würde des Menschen und vor der Unverletzlichkeit seiner konkreten Person die Ordnungen der Liebe und der Gewalt verbinden. Aber hält sich der Staat an diese notwendige Vereinbarkeit? »Der Staat«, so sagt Ricoeur, »ist jene Realität, die bis auf den heutigen Tag stets den Mord als Bedingung ihrer Existenz, ihres Überlebens und zuallererst ihres Entstehens eingeschlossen hat« (S. 243).

Dies ist der abschüssige Weg der Gewalt in aller bisherigen Geschichte. Zunächst ist nicht zu sehen, wo er zu Ende wäre. Um der Gewalt in den Arm zu fallen, muß man den eigenen Arm bewaffnen. Die einzige Möglichkeit, nicht in diesen Abgrund zu stürzen, liegt darin, daß man zumindest diese *eine* unverrückbare Grenze beachtet: das Tötungsverbot. Einzig eine politische Ordnung, die beharrlich diesseits des Mordens und des Tötens verbleibt, schließt den Weg zur Ordnung der Liebe jedenfalls nicht zu; nur die konsequente Weigerung, dem Krieg auch nur die Vermutung zuzubilligen, er könne mit der göttlichen Ordnung vereinbar sein, kann uns daran hindern, diese Ordnung zu verraten. Wir können hoffen, aber nicht erwarten, daß in der Gewaltgeschichte der Welt die Kriege aufhören, aber wir können und müssen uns weigern, diese Tatsache hinzunehmen, als sei sie der göttlichen Ordnung gemäß. Die Not der Geschichte der Gewalt kann nicht gerechtfertigt werden, auch wenn das Zeugnis, das die Tötung und den Mord ablehnt, in der sichtbaren Weltgeschichte und ihrer Gewaltordnung ohnmächtig zu bleiben scheint. Das Kreuz Jesu Christi ist das unverrückbare Zeichen des göttlichen Widerstandes gegen die Gewaltgeschichte der Welt. Hier und nur hier ist zu erkennen, wozu Gott diese Welt trotz und wegen ihrer Gewaltgeschichte bestimmt hat. Trotzdem hat die Christenheit sich immer wieder mit den Mächten und Gewalten dieser Geschichte verbündet. Aber läßt der Wille ihres Herrn den Christen dafür eine Ausrede oder Ausflucht? Ist ihnen nicht klar gesagt, daß sie ihre Zuflucht und ihren Schutz jedenfalls nicht unter denjenigen Waffen und Gewaltmitteln zu suchen haben, die die Mächtigen der Welt zu bieten haben? »Rächt euch nicht selbst; gebt Raum dem Zorne Gottes!« – diese Mahnung, die zugleich ein Trost ist, begleitet die Christenheit seit ihren Anfängen. Diese Mahnung ist darum ein Trost, weil die Christen, wenn sie auf ihren Herrn blicken, in ihm einen Menschen, *den* Menschen erkennen, der sich selbst zu rächen verschmähte. Ihm wurde alle Gewalt im Himmel

und auf Erden gegeben, und er allein hat die Gewalt überwunden, ein für allemal ins Unrecht gesetzt, indem er sich ihr auslieferte. Die Erinnerung und damit die Gegenwart dieses aktiven Leidens durchzieht seither als die große Beunruhigung alle Ordnungen der Gewalt.

IV.

Die Kritik der Gewalt ist der notwendige Versuch, diese Ordnung zu verstehen. Von ihr sind wir aber weggeführt worden zu einem Widerstand gegen die Gewalt, der nicht mehr an den täuschenden Selbstbetrug glaubt, daß gegen Gewalt nur Gewalt hilft. Die Kritik der Gewalt mußte darum übergehen in einen Widerstand gegen die Gewalt aus der Perspektive des aktiven Leidens. Was das konkret bedeuten könnte, wollen wir am Schluß noch kurz bedenken.

Die Gewalt in der Geschichte hat Reiche errichtet und zerstört. Das aktive Leiden dagegen schafft keine dauerhaften Institutionen, die sich dann wieder zur Erhaltung ihres Bestandes einer sichernden Gewalt bedienen müßten, sondern es *unterbricht* den Gewaltzusammenhang der Weltgeschichte. Es ist Zeugnis. Wenn Christen bezeugen, ohne Waffen leben zu können, dann plädieren sie eben nicht einfach für eine andere Verteidigung – so nützlich und wünschenswert diese auch sein möchte –, sondern für ein Ende jedes Denkens und Handelns in der Ordnung von Angriff und Verteidigung überhaupt.

Es ist wohl nicht falsch, wenn behauptet worden ist, das Evangelium sei primär keine Anweisung zur Weltveränderung und Geschichtsgestaltung, also auch nicht von dem Ziel bestimmt, eine christliche Ordnung der Welt einzubilden. Aber wenn nicht Weltveränderung, so dürfte doch Wiederherstellung des entstellten Gesichts der Welt, der Protest und Kampf gegen den Gewaltzusammenhang der Geschichte ein Grundzug der Botschaft Christi sein. Dies sind Protest und Kampf gegen Dummheit, Not, Haß, Unfreiheit, Gewalt und Lüge.

Das Böse in der Gestalt der Dummheit überwindet der Christ, indem er sich das Denken nicht verbieten läßt. Zur Ordnung der Gewalt gehört die Herrschaft der Vorurteile; die Ordnung der Liebe und des Leidens hat dagegen Freude an Entdeckungen, Forschung und Aufklärung. Die gewaltfreie Überwindung des Bösen in der Gestalt der Dummheit besteht in der Einübung der Fähigkeit, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Von hier ist der Weg nicht weit zum Protest gegen die einlullenden und verdummenden Techniken zahlreicher Massenmedien. Wie sehr die Dummheit dem Bösen zur Hand geht, wissen wir alle. Darum beginnt man selbst, die-

sem Bösen zu widerstehen, wenn man es ernst nimmt und studiert. So schwer und hart es sein mag, wir müssen lernen, die Texte der Gewalt zu lesen und zu verstehen und ihre Ursachen zu entziffern. So ungern wir uns damit befassen – wir dürfen die Augen nicht davor verschließen. Welche Frau, welche Mutter kann sich zum Beispiel wirklich vorstellen, wie der sogenannte »Ernstfall« aussieht, für den ihr Mann oder ihr Sohn bei den Streitkräften ausgebildet wird? Wir könnten aber und sollten auch *informiert* sein über die Formen und Systeme der Gewalt, mit denen unsere Sicherheit und Freiheit geschützt werden, weil wir nicht einigen unter uns das Amt der Gewalt überlassen dürfen, während wir davor die Augen verschließen. Wer das Böse überwinden will, muß sich der Anstrengung der Informationsaufnahme und -verarbeitung unterziehen.

Aufklärung zu suchen, Probleme zu analysieren, Erkenntnisse zu gewinnen und darzustellen, ist für Christen aus einem weiteren Grund unerlässlich. Vermutlich ist nämlich einer der wichtigsten Beiträge der Christenheit zur Überwindung des Bösen *das Gebet auch für die Feinde*. Das Böse, wie der Feind, sind konkret; darum muß man sie genau kennen. Die Fürbitte der Gemeinde muß daher auf präzisen Informationen beruhen. Wer für die weißen Unterdrückter ebenso betet wie für die Schwarzen, die in ihrer Not zur Gewalt greifen, der muß *wissen*, um was er bittet. Wer ohne genaue Kenntnisse konkreter Nöte und Gewalten nur so oberhin bittet, läßt das Böse in der Gestalt der Dummheit erneut Platz greifen.

Das Böse in der Gestalt der Not ist uns scheinbar am bekanntesten, und doch ist denkbar, daß unsere großen, schönen und teuren Hilfsprogramme zu keinem geringen Teil selbst noch der Ordnung der Gewalt verhaftet sind, die sie überwinden wollen. In der Regel werden Ausgaben für die Länder der sog. Dritten Welt damit begründet, daß jede Mark Entwicklungshilfe auch die Arbeitsplätze bei uns sicherer macht. Doch das ist immer noch gedacht im Kalkül von Nutzen, Vorteil und Macht. »Partnerschaft« zwischen Nord und Süd¹¹ meint Geben und Nehmen, aber wir wissen, daß Ungleichheit und Abhängigkeit in den letzten zwanzig Jahren nicht geringer geworden sind; vielmehr hat sich die Lage in den meisten Ländern der südlichen Hemisphäre verschlimmert. Trotz dieses Scheiterns wird man nicht einer Verringerung der Entwicklungshilfe das Wort reden dürfen. Das Gegenteil ist der Fall: Wir müssen unsere Anstrengungen erhöhen, wenn Katastrophen vermieden werden sollen.

11. Vgl. dazu auch den sog. Brandt-Bericht der unabhängigen Nord-Süd-Kommission: Das Überleben sichern, Köln 1980.

Aber dies ist noch nicht aus der Ordnung der Liebe gedacht. Jesus hat bekanntlich keine genau bilanzierenden diakonischen Werke gegründet (auch wenn er's heute vielleicht täte), sondern ist der Not mit *Verschwendung* begegnet. Aus Wasser wurde Wein, sein Haupt ließ er mit kostbarem Öl salben. Darum kann man sagen, daß die Gegenbewegung zur Not das *Schenken*, nicht das Spenden ist. Vielleicht kommt es oft weniger auf die Höhe einer Spende an, als darauf, daß wir anfangen zu schenken – uns selbst loszulassen, uns zu schenken. Das muß dann gar nicht immer Geld sein; wichtiger ist, unsere Zeit zu schenken. Es gäbe wohl weniger Terrorismus auf der Welt, wenn Eltern ihren Kindern keinen Fernsehapparat, sondern ihre Zeit schenkten. Ähnliches gilt für die Not der Dritten Welt: Wenn unsere Spende nicht davon begleitet ist, daß wir uns Zeit nehmen, uns hineinversetzen in die Lage der Dritten Welt, wenn wir nur an die Logik finanzieller Transaktionen glauben, dann kann die materielle Linderung der Not begleitet sein von einer geistigen Verarmung und Verelendung.

Das Böse in der Gestalt des Hasses könnte diejenige Gewalt sein, die am schwersten zu überwinden ist, weil sie tief in uns selbst sitzt. Wir können uns vermutlich deshalb keine Welt ohne Haß vorstellen, weil das Vermögen des Hasses unserer eigenen Natur entspringt. Die Bibel weiß, daß das Böse auf der Welt sein muß – »wehe aber dem, durch den es kommt – auch diese Warnung gehört zu den härtesten Ziegeln im Gebäude der christlichen Zivilisation. Ohne sie, das heißt ohne die Überzeugung, daß die Statistik des Bösen das Böse in *mir* nicht entschuldigt, wäre der Begriff der Verantwortung eitel und überflüssig.«¹² Auch wenn der Haß unabänderlich zur Ordnung der Gewalt gehört, so ist er damit nicht gerechtfertigt. Aber man *kann* einen Gegner bekämpfen oder das Recht verteidigen, ohne dem Haß seinen Lauf zu lassen. Wir alle wissen jedoch auch zugleich, wie schwer das Wort Jesu zu erfüllen ist, uns zuerst mit dem anderen zu versöhnen und danach in den Tempel zu gehen und zu opfern (Mt. 5,24). Wer den Haß überwinden will, muß darum zuerst sich selbst überwinden. Wer den Haß überwindet, muß über seinen längsten Schatten springen und gegen seine eigene Natur handeln. L. Kolakowski hat 1977 in seiner Friedenspreisrede gesagt, daß dieser Anspruch unsere Natur vergewaltigt und gewiß nicht zu einem moralischen Gesetz taugt, so daß nur bei ganz wenigen diese *Selbstüberwindung* Wirklichkeit wird. Er hat hinzugefügt: »Auf den Schultern dieser wenigen ruht aber das Gebäude

12. L. Kolakowski: Erziehung zum Haß, Erziehung zur Würde, in: Friedenspreis 1977, Frankfurt/M. 1977, S. 45.

unserer Zivilisation, und das Geringe, wozu wir fähig sind, verdanken wir ihnen.«¹³

Das Böse in der Gestalt der Unfreiheit beginnt ebenfalls bei jedem einzelnen. Wer sich nicht selbst überwinden kann, sondern Gefangener seines Hasses ist, bleibt unfrei. Aus dieser Gefangenschaft wird man nur von außen befreit: wenn man von anderen Vergebung, Zuneigung, Liebe erfährt. Wer so sich befreien läßt, mag dann seinen Protest und Kampf gegen jene vielfältigen Formen von Unfreiheit beginnen, die die Ordnung dieser Welt bestimmen. Er weiß aber auch, daß die Freiheit dort, wo sie ein Stück weit politische Wirklichkeit ist, ein hohes Gut ist, welches zu schützen ist und zu Dank Anlaß gibt. Vieles spricht dafür, daß jene innere Freiheit und diese äußere politische Freiheit untrennbar zusammengehören, und darum werden Christen stets dem Zwang, der die Gewissen knechtet, widerstehen. Dies ist der tiefere Grund dafür, warum Christen für den *Schutz der Menschenrechte* eintreten, weil diese ein Unterpfand der Freiheit sind¹⁴.

Wie steht es schließlich mit der Überwindung der *gewaltsamen Gestalt des Bösen*? Hat die Gewaltfreiheit eine vernünftige Chance? Wohl nur dann, wenn sie zugleich den *Kampf mit der Lüge* aufnimmt; nicht mit der Lüge im moralischen Sinne, sondern mit denjenigen ihrer Formen, die in unserem eigenen Denken und Handeln Gestalt gewinnen. Die Gewaltlosigkeit kann nämlich keine Gewalt überwinden, wenn sie nur aufgefaßt ist als raffiniertere Methode oder Strategie, deren Ziel der eigene Sieg, nicht aber die Wahrheit ist, die beide, Gute und Böse, Freund und Feind übergreift. Diese Wahrheit zeigt sich in dem »zarten Band des Tötungsverbotes« (Ricoeur), durch das die Ordnung der Liebe sich stets mit der Ordnung der Gewalt verbindet und zugleich von ihr trennt. Wer sich weigert, dieses Band zu zerreißen, hat damit freilich nach menschlichen Maßstäben nicht gesiegt – außer über sich selbst, denn sein Weg wird vielfach ins Leiden führen. Dies kann niemand einem anderen raten, aber jeder ist gefragt, wie er dazu steht. Dieses Leiden ist freilich nicht Duldung und Passivität, sondern aktives Leiden: Protest, Widerstand, Kampf. Nicht um zu vernichten und so einen Pyrrhussieg dem anderen folgen zu lassen, sondern um zu überwinden. Überwinden in diesem Sinne kann aber nur, wer sich nicht selbst behaupten will, sondern wer bereit ist, sich gemeinsam mit dem

13. Ebd. S. 52.

14. Zur theologischen Menschenrechtsdiskussion vgl. das Buch von H. E. Tödt und W. Huber: *Menschenrechte. Perspektiven einer menschlichen Welt*, Stuttgart und Berlin²1978.

bekämpften Gegner der gemeinsamen Wahrheit zu unterstellen. Für Christen ist die Nagelprobe darauf, und dies ist nirgends so schmerzhaft wie in Südafrika, ob man ohne Haß und Diskriminierung gemeinsam zum Tische des Herrn gehen kann. – Im politischen Alltag sind die Formen des gewaltfreien Kampfes mannigfaltig. Sie beginnen mit der Zivilcourage. Mut vor Fürstenthronen, auch Mut vor der Volksmeinung, Mut zu unpopulären Entscheidungen sind auch unter Christen nicht selbstverständlich. Um so mehr besteht Anlaß, Leuten dafür dankbar zu sein, wenn sie sich weigern, der verbreiteten Forderung, noch im Tode und über den Tod hinaus dem Hasse und der Lüge nachzugeben, zu folgen. Und schließlich kommen Christen wohl nicht umhin, sorgfältiger als bisher die Frage zu beantworten, ob ihre Zustimmung zur militärischen Gewalt im Dienste der Friedenssicherung immer noch haltbar ist. Es geht hier nicht um eine Stellungnahme zur Kriegsdienstverweigerung, aber seit der letzten Vollversammlung des Weltrats der Kirchen in Nairobi 1975 wird gefragt, ob Christen es für möglich oder geboten halten, ohne Waffen zu leben. Man kann aus dieser Bereitschaft, wo sie sich kundgibt, kein neues Gesetz machen, aber sie ist ein Zeichen, an dem niemand vorbeikommt. Dieses Zeichen ist eine deutliche Frage an alle Mitchristen. Wir wissen, daß, wer zum Schwert greift, durch dasselbe umkommen soll. Der Herr der Kirche hat der Versuchung, sein Reich mit den Mitteln der Ordnung der Gewalt aufzurichten, widerstanden. Christen ist, wenn sie ihm nachfolgen, nicht ein strahlender Sieg verheißen, sondern Teilhabe an seinem Leiden. Aber auf dieses aktive Leiden sehen viele, die in der Ordnung der Gewalt stehen, und vielleicht sind es gerade die unscheinbarsten Zeichen aktiver Gewaltlosigkeit, die bewirken, daß die Menschheit die Hoffnung darauf nicht verliert, daß das Böse überwindbar ist, weil es überwunden ist.